

Nr. 203. Bromberg, den 20. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Er empfand nun so eigentlich kein Heimweh mehr. Nur Neugier auf das, was noch alles kommen würde. Er freute sich auf den Morgen, sogar auf die vielen Menschen in den Straßen. Auf den Zoo, in den zu führen ihm Warren versprochen hatte. Auf Meister Haller, der seinen Vater gekannt hatte und dem er zeigen durfte, was er konnte. Die Augen wurden ihm schwer. So sehr er sich auch bemühte, wach zu bleiben, die Lider sanken immer wieder und brannten und schlossen sich endlich ganz.

Ein breiter Lichtstrom fiel über den dunklen Korridor. Er hatte die Tür nur angelehnt und die Nachtluft dehnte sie lautlos in den Angeln. Der Bediente kam, trat ein und sah lächelnd nach dem Schlafenden. Er hing Rock und Weste über ein Kleiderholz, nahm die Schuhe unter dem Bett zu sich und schaltete die Deckenbeleuchtung aus. Das weiche, blaue Licht der Nachtampel floß durch den Raum, dunkelte die Ecken ab und machte die Gegenstände unklar.

Der Diener beugte sich betrachtend über Elemer. Ein schöner Mensch. Und gut und unverdorben. Wie das wohltat. So war er einstmals auch nach Wien gekommen. Voll Hoffen und Erwarten. Er verspürte ein leises Heimweh nach seinem Dorfe und dem Mädchen, das er dort zurückgelassen hatte und das nun auf ihn wartete in Sehnsucht und Treue. Nun würde er doch einmal Ernst machen und sie heiraten. Konnte er hier nicht in Stellung bleiben, würde sich gewiß noch etwas anderes finden, das so viel eintrug, um Weib und Kind zu ernähren. Er schob die Decke zurecht, die im Herabgleiten war und rüttelte Elemer leise an den Schultern. Der fuhr auf und sah ihn mit großen Augen an: „Was willst du, Csikos?"

Der Diener lächelte: „Wenn der gnädige Herr Licht wünscht, bei Nacht — hier ist der Schalter!"

Er zeigte auf den Elfenbeinknopf der Nachtlampe. Elemer nickte verschlafen.

Mit lautlosen Füßen ging der Bediente über den Teppich nach der Türe. Ein Griff nach dem Lichtschalter versetzte den Raum in ein dämmeriges Dunkel. Draußen im Parke rauschten die Bäume, der Brunnen raunte. Ein Streifen hellen Mondlichtes lag quer über dem Ruhebett und ließ das Fell des weißen Bären silbern glänzen. Die Rahmen der Bilder spielten ins Kupferfarbene, und die Hähne am Waschtische funkelten.

Elemer hatte ein sonniges Lachen um den Mund und reckte im Traum beide Arme. „Csikos, bring dem Großvater die Braunen nicht. Bring ihm die Schimmel!" Dann wurden seine Züge ernst: „Karin, was liegt in meinem Leben?"

Der Mond schob sich hinter ein Wolkengebirge. Das Zimmer lag ganz in Stille und Dunkel.

•

Weit draußen, außerhalb des Burgfriedens der Stadt, gerade weit genug, um von ihrem Lärm und Getöse kaum mehr einen schwachen Widerhall zu hören, lag das Landhaus des Musikdirektors Haller, den die Wiener kurzweg „Meister Haller" zu nennen pflegten. Wie ein Zipfelchen vom Paradiese zwängte es sich zwischen das Gepränge der vornehmen Villen, welche die Straße säumten. Der über manneshohe Naturzaun gestattete keinerlei ungewollten Einblick. Die Zweige schossen lustig in die Höhe und drängten links und rechts und ließen kaum den Eingang frei. Ein paar Stufen führten zu dem eisernen Gittertore mit den kunstvollen Schnörkeln, hinter dem ein peinlich sauberer Kiesweg zum Hause lief.

Der Garten, der sich breit und behäbig dehnte, war bunt wie die Palette eines Malers. Alles stand hier in reizvollem, erfreuendem Durcheinander. Levkojen und Sonnenblumen mit dicken, fetten Stielen und Häuptern von schwerster Last gebeugt. Zwischen Reseden und brennendem Mohn nickte geschämig das „Gretl unter der Staude" mit seinen feinen, zarten Rispen, daneben braunroter Goldlack. Malven standen wie Grenadiere und beschatteten großsternige Astern. Hier gab es so gar keinen Zwang künstlerisch abgezirkelter Beete, alles stand und verlief zwanglos in einer grünen, lustigen Wiese, die sich hinter dem Hause hinstreckte. Von dem einstöckigen Bau war kaum ein Fleckchen der weißen Wand zu sehen. Bis hoch zum Giebel sprang großblätteriger Efeu und ließ kaum die Blüten der hunderte von Hängegeranien zu ihrem Rechte kommen.

Elemer blieb stehen und sah um sich: „Hier ist es wunderschön, Herr Graf."

Der lachte vergnügt. Ja, das glaubte er aufs Wort, daß dem Steppensohne diese blühende Wildnis Hallers gefiel. Es sah beinahe aus, als habe man den Garten der Csarda hierher versetzt.

Warren zog an dem Glockengriff vor der eichengeschnitzten Haustüre. Ein Schritt kam schlürfend über klappernde Pflästerchen. Dann lag der dämmerige Flur offen. Das alte Faktotum Hallers stand auf der Schwelle, hochaufgerichtet, mit grauem Haupt- und ebensolchem Barthaar.

„Guten Morgen Stefan!" sagte Warren freundlich.

Der Alte dankte gönnerhaft.

„Der Herr Graf werden erwartet. — Aber wir haben noch Besuch. — Wir bitten noch um ein wenig Geduld."

Er führte die beiden Gäste in ein großes Zimmer im Erdgeschoß mit alten, geschnitzten Möbeln und Bildern, die an dicken, schweren, roten Seidenschnüren hingen, was sehr gut zu den breiten, schwarzen Rahmen paßte. Ganz im hellen Licht des einen großen Fensters stand ein schwarzer Flügel, von schwerem, grünem Sammet halb verdeckt.

Eine Tür schlug ins Schloß, ein rascher Schritt kam von der Treppe herab über den Flur, eine helle, feste Stimme nahm vor der Türe von irgend jemand Abschied, dann trat Haller ein.

„Willkommen, Graf Warren. — Grüß Sie Gott, lieber Radanyi. Mein Stefan hat mir gesagt, daß „Wir" Besuch haben, da dachte ich mir, ich möchte Sie nicht lange warten lassen. Irre gehen kann man bei Ihnen nicht, Herr Radanyi. Sie sehen Ihrem Vater auf das Tüpfelchen ähnlich. Ich habe ihn gekannt. Er war ein Genie. Schade, daß er der Kunst so früh verloren ging. Wenn Sie nur ein bißchen etwas von seinem Talent geerbt haben, läßt sich sicher etwas aus Ihnen machen."

Er erkundigte sich in seiner frischen munteren Art nach Warrens und Eva Marias Befinden. Elemer sah ihn neugierig von der Seite an. Er hatte sich den Meister anders gedacht. Stattlich und stolz, von schlanken Formen. Er war aber nur von mittlerer Größe, mit dichtem, grauem, zurück-

gekämmtem Haar und einer gewinnenden Liebenswürdigkeit, die sofort für ihn einnahm. Ein echter Wiener.

Während er sprach, schlug er den Flügel zurück und schob die Gardinen zur Seite.

„Haben Sie Ihre Geige mitgebracht, Herr Radanyi? — So? Das ist hübsch. Sie hätten auch die meine haben können. Herr Graf, wollen Sie sich nicht zu mir hier in die Ecke setzen? Eine echte Havanna, bitte.“ Er rückte das kleine Rauchtischchen herbei und zwei von den bequemen Brokatstühlen.

„Wir beide wollen gleich die Probe machen, Herr Radanyi. Ich möchte Sie nicht lange auf die Folter spannen. — Was wünschen Sie mir zu spielen?“

„Was Sie befehlen“, kam es höflich.

„Schön! — Spielen Sie mir, — ja — spielen Sie mir, wie es bei Ihnen zu Hause in der Pußta aussieht. — Können Sie das?“

„Ja!“

„Also!“

Elemer stimmte die Geige, ohne jede Hilfe von Tönen.

„Ein feines Gehör hat er“, sagte Haller zu Warren gewandt, „das ist immerhin etwas wert!“

Elemer stand gegen den Flügel gelehnt, das helle Licht, das durch die Fenster kam, strömte voll auf sein Gesicht. Haller mußte ihn immerfort betrachten, so sehr glich er seinem toten Vater — Zug um Zug. Er hielt die Augen geschlossen. — Was sollte er spielen? Es war so vieles daheim in der Pußta, das er liebte. Als er die Lider hob, sah er draußen vor dem Hause die blühende, buntfarbige Wildnis. Ein Leuchten und Lachen trat in seine Augen.

Er setzte den Bogen an.

Schon bei den ersten Tönen bog sich Haller weit nach vorne und kreuzte die Knie. Er wurde unruhig und rieb sich die Hände. Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte den Jungen in die Arme geschlossen.

Ja, das war die Pußta in jedem Ton, in jedem Strich. Von brennender Wärme satt durchdrängt, ruhte die Steppe, tiefblauer Himmel wölbte sich hoch darüber, Lerchen schossen darunter hin. Kein plauderndes Wasser rann, nur der Hortobagy zog träge schleppend und neben ihm rauschte in eintöniger Melancholie das Schilf. Nun flinker Schlag von Pferdehufen. Die Herde des Csikos jagte über die Steppe — heija, ihr Braunen! Hallo, ihr Schimmel! Jagt zu, ihr Schwarzen! — seht, wie die Augen der Wölfe funkeln! — Das hetzte dahin und raste atemlos hinein in das Dunkel der Nacht! Schwerfällig kamen die Rinder getrottet in gemächlichem Trab; der Brunnenschwengel bewegte sich rastlos auf und nieder, mit Schmatzen und Gurgeln tranken sie. Und drinnen in der Csarda lachten die Bauern und taten sich gemütlich am roten Wein, dieweilen der Primas in der Schenke spielte. Ein Lied von Lust und Verzweiflung und Haß und Liebe, jäh schrillte ein Ton dazwischen. — Was liegt in meinem Leben, Karin? — Ich will nicht gehen, — Großvater! ich will nicht! — Und dann ein Weinen. Ich dachte, du liebtest mich, aber es war nicht Liebe — nur Mitleid.

Haller preßte beide Hände ineinander. — Was war das? Was wußte der Junge von Haß und Leid?

Ein weiches Singen und Klingen floß aus den Saiten jetzt. Elemer lag wieder im Garten der Csarda unter Feuerbohnen und brennender Liebe und Adonis. Er streckte in wonnigem Seligsein die Arme. „Sieh', Mutter, wie die Scholle sich dehnt und wie die Risse springen. Leg' deine Hände dagegen, wie heiß das ist.“ Und dann ein Einschlafen in feierlicher Stille und geruhsamem Geborgensein. Nur mehr wie ein leiser Hauch zogen die Geigentöne durch den Raum, verschwammen, verflossen ineinander wie Nebelfaden, die über ein nachtschlafendes Gelände ziehen.

Die Pußta schlief.

Elemer sah um sich, sah nach Warren, nach Haller. Die beiden hatten ihm zugehört, und er hatte doch nur für sich allein gespielt, für keinen anderen sonst. — Er schämte sich.

Da stand Haller schon neben ihm und legte beide Hände auf seine Schultern. „Sei mir willkommen als Schüler, und laß mich dich „Du“ nennen. Ich will dich lieb haben und was Rechtes aus dir machen. Bist du einverstanden?“

„Ja, Meister!“

„Topp!“ sagte dieser und preßte die schlanke Knabenhand zwischen den seinen. „Herr Graf, überlassen Sie mir Ihren Schützling auf Leib und Leben. Ich will ihn behüten wie einen Sohn, — falls ich einen solchen hätte. — Und der Stefan — na, mit dem Stefan, wirst du bald fertig sein, Elemer. Du brauchst jetzt nur zu ihm hinauszugehen und ihm zu sagen, wie schön seine Blumen sind und wie sehr du seine Wildnis liebst und welchen Abscheu du vor dem Spatzenvolk empfindest, die immer die besten Trauben wegnaschen, die an der Südwand hängen, dann hast du's schon gewonnen.“

Radanyi lachte und drückte die Türe hinter sich ins Schloß.

Gleich darauf ging er an der Seite des Alten nach der Wiese. Elemer hatte eine Resede im Knopfloch und eine sattfarbene, brennende Mohnblume in den Händen.

„Das will etwas heißen!“ erklärte Haller. „Der Stefan ist ein komischer Kauz. Wenn einer seine Blumen nicht liebt, der ist erledigt, der darf ihm die beste Zigarre schenken, er kommt nicht wieder in Ehren bei ihm, außer er holt es nach. Aber wir vertragen uns vorzüglich — das heißt — ein Lächeln spielte dabei um Hallers Lippen, — er pfeift und ich tanze. Aber ich habe es gut gelernt dabei, aus dem Grunde, weil mir absolut nichts abgeht. Er ist besorgt bis zum Hemdknopf. Ich hatte noch keinen zu beanstanden, der abgerissen oder nicht an seinem Platze war. Er wird auch den Elemer noch unter seine Fittiche nehmen, oder besser gesagt, unter sein Regiment. Denn nicht wahr, Herr Graf, den Jungen, den darf ich behalten!“

„Als Schüler! Gewiß, lieber Direktor! Aber sonst habe ich die Verantwortung für ihn übernommen und ehrlich gesagt, ich habe es gerne getan. Ich habe Freude an ihm und gebe ihn nicht gerne aus den Händen. Und meine kleine Tochter wäre todunglücklich, wenn ich ihn nicht wieder brächte!“

„Sie kann ihn haben so oft sie will, die kleine Eva Maria. Aber ich meine, es wäre richtiger, wenn er zu mir käme. Erlauben Sie mir nur einige Gründe anzuführen. Wenn einmal die Hochflut der Saison einsetzt, werden Sie nichts mehr mit ihm anzufangen wissen. Er würde sehr viel sich selbst überlassen sein und das ist nicht gut für einen jungen Menschen, dem die Großstadt ein noch ganz unbekanntes Pflaster ist. Immer mitnehmen können Sie ihn nicht, einmal ist er noch zu jung und dann ist er noch ganz ein Naturkind. Er wird zwar sehr rasch begreifen und lernen — alles lernen — leider — aber es wäre schade, wenn das Knabenhafte, das ihn so liebenswert macht, so rasch verloren ginge. Und dann wäre es auch vom Standpunkte des Lehrers und Schülers nur wünschenswert, wenn wir immer miteinander Fühlung hätten.“

Warren strich gedankenvoll durch seinen schwarzen Vollbart, Haller hatte nicht so ganz unrecht. Aber er hing nun selbst einmal mit ganzer Seele an dem Jungen. „Ich will mir's überlegen, lieber Meister. Ich bin nur neugierig, ob die andere Partei auch noch irgendwelche Ansprüche auf den jungen Radanyi erhebt, dann bleibt mir zum Schlusse kein Tüpfelchen mehr von meinen ursprünglichen Rechten übrig!“ Haller sah ihn verständnislos an.

Warren streifte seine Zigarre ab und sah durch das Fenster nach Elemer, der eben an Stefans Seite nach den Blumenbeeten zurückkam. „Ich weiß nicht, lieber Meister, — aber Sie sind ja ein eingesessener Wiener und haben sicher schon gehört, daß Elemers Vater durch seine Heirat der Schwiegersohn des Bankiers von Ballin wurde.“

Haller nickte. „Die Sache war damals Salongespräch in allen Kreisen.“

„Ja! — Und da nun die Eltern tot sind, und der junge Ballin gesellschaftlich in meinem Hause verkehrt, bin ich doch wohl oder übel gezwungen, ihm zu sagen, wen ich da als Gast unter mein Dach genommen habe. Kennen lernen würde er ihn für alle Fälle, und da ist es besser, ihm gleich vorweg mitzuteilen, daß der junge Radanyi sein Neffe ist. Will er dann nichts mit ihm zu tun haben und die Verwandtschaft ignorieren, so kann er es ruhig sein lassen. Elemer steht unter meinem Schutz. Ich werde schon Sorge tragen, daß er nicht darunter leidet. Ich glaube übrigens, daß er gar nicht weiß, daß Ballin der Bruder seiner Mutter ist. Jedenfalls werde ich ihm vorläufig nichts davon sagen, bis ich sehe, wie der Bankier sich zu der Sache verhält!“

(Fortsetzung folgt.)

Die steinerne Wüste.

Ein sibirisches Erlebnis von Joseph M. Velter.

Zwei Tage waren wir nach einer ergebnislosen Bärenjagd in einer kleinen Burjätensiedlung tief in den Baikalbergen geblieben und hatten uns von den Mühen und Anstrengungen der letzten Tage erholt, dann machten wir uns auf den Heimweg. Eine lange und böse Tageswanderung durch das Gebirge zum Baikal lag vor uns.

Mein lieber Freund Jmquill war in einer niederträchtigen Laune. Er schimpfte in den gemeinsten Verbrecherdialekten der Welt, fluchte über dieses vermaledeite Sibirien, über die von Scheitan selbst in seiner höllischsten Wut erschaffenen Berge vor uns, ließ an mir und an sich als Jäger kein gutes Haar und schwur, die beiden braven Hunde, die nur zum Fressen gut seien und nicht einmal ein Bärenlager finden könnten, wenn man nicht gerade ihre Schnauzen hinein stieße, bei lebendigem Leibe am Spieß zu braten, wenn wir überhaupt noch einmal unser Blockhaus am Baikal erreichen würden, was zu bezweifeln er

sich ergebenst erlaube. Kurz und gut, es war kein vernünftiges Wort mit ihm zu reden.

Nach zwei Stunden schon, als wir die niedrigen Höhenzüge hinter uns gelassen hatten, hörte jeder Baumwuchs auf. Wir quälten uns durch meterhohen, an manchen Stellen zu kleinen Bergen zusammen gewehten Schnee. Rechts von uns, wo der Wind die kahlen Felswände eines Berghanges traf und über die grauen Flächen fuhr, war aller Schnee fortgeweht, und die nackten Felsen, von meilenweit sich dehnendem Geröll umgeben, sahen eisig und drohend herauf. Hoch oben über die Grate pfiff der Wind. Noch waren wir in Deckung. Wie würde es werden, wenn wir den Kamm erreichten?

Die Hunde, die erst in langen Sätzen vorausgejagt waren, trotteten nun hinter uns her. Zu jagen gab es nichts mehr. Kein Baum, kein Strauch, kein einziger Grashalm, nur Geröll, Steine, Steine und nochmals Steine. Diese Baikalberge mit ihren fast stets von Wolken verhängten, abgerundeten Gipfeln, den öden, endlosen Tälern voller Geröll und Schutt, den kahlen Schluchten und dem ewigen Schweigen sind das Trostloseste, Niederdrückendste, das man sich denken kann. Wehe dem Wanderer, der sich im Winter hier verirrt. Er ist rettungslos dem Tode gurch Erfrieren preisgegeben.

Eben drängte sich mir dieser Gedanke auf, als Imquill hervorstieß: „Wenn wir uns nur nicht in diesen dreimal verfluchten Bergen verirren. Der einzige Trost ist, daß sich wenigstens kein Mensch beim Anblick unserer Kadaver entsetzt, denn solche Idioten, die hierher kommen, solche Esel müssen eigens aus Europa importiert werden."

Ich gab ihm keine Antwort. Wozu auch? Die Richtung würden wir nicht verlieren.

Eine weitere Stunde verrann. Keuchend kämpften wir uns durch das Geröll. Von Zeit zu Zeit lockerte sich ein Stein und stürzte abwärts, erst langsam, dann in riesigen Sprüngen, um schließlich andere Blöcke, diese wieder andere mit zu reißen, bis ein Teil des Berges in Bewegung geraten zu sein schien, der donnernd ins Tal stürzte. Von den Wänden schallte das Echo lang nachhallend wie ein grausiges Gelächter herauf.

Endlich war die Höhe erreicht. Schneidend sprang uns der eisige Wind ins Gesicht, schlug durch die Mäntel und Kleider, daß wir, schweißnaß, wie wir waren, erschauerten. Die Kälte schnürte die Brust zusammen. Im Augenblick waren die Kleider klebrig und gefroren.

Hier hatte der fast ununterbrochen pfeifende Wind die Felswände abgescheuert und blank gefegt. Der Blick ins Tal war noch trostloser als vorher. Ringsum, soweit das Auge sah, Berg an Berg, Öde, Fels und Schnee, und darüber der graue Himmel.

Gegen Mittag wuchs der Wind zu wildem Brausen. Über die Kämme, über alle Felsen, Vorsprünge und Grate pfiff es. Schneidend und hell klang es von allen Seiten her. Die Kälte zog schärfer an. Unsere Gesichter waren blau, erstarrt und gefühllos. Mit hängenden Köpfen schlichen die Laikis hinter uns her.

Von Stunde zu Stunde nahm die Kälte zu. Der Himmel wurde merkwürdig verfärbt. Was ich schon lange befürchtet hatte, der Bargusin kam, der fürchterliche Sturm der Baikalberge. Heulend fuhr er heran, das Pfeifen des Windes wurde zu einem gellenden, schrillen, langgezogenen Laut, der nicht mehr abriß. Dann sprang mit einem Schlage der Orkan uns gegen die Brust, daß wir taumelten.

Es ging gegen vier Uhr. In längstens zwei Stunden mußten wir unser Blockhaus erreicht haben. Meine Hoffnung, daß es gelingen würde, sank immer tiefer. Nun stürzten wir mehr, als wir gingen, den Steilabhang hinab, unter dem irrsinnigen Schreien und Pfeifen des Sturmes, stöhnend unter der Schwierigkeit, in der eisig gepreßten Luft zu atmen. Unsere Augen tränten und waren wie erfroren. Ein dumpfer Druck schien sie zusammenzupressen; die unteren Lider waren geschwollen, aber kein Schmerzgefühl kam mehr auf.

Die Felle unserer langhaarigen Laikis flogen und flatterten. Endlich erreichten wir die Talsohle. Hier war es windstill. Erst hatten wir das Gefühl, als ob es wärmer sei, aber bald schüttelte uns die Kälte von neuem. Wir tranken ein paar Schlucke Schnaps, aßen etwas, gaben den Hunden ein paar gefrorene Fleischbrocken, dann ging es weiter.

Über das Tal hin jagte der Bargusin, der schreckliche Herr dieser Berge und des Baikal, und fegte über die kahlen, grauen Felswände, daß Gipfel und Schluchten sangen. Wir waren müde zum Umsinken. Wenn wir uns wenigstens eine Stunde hinlegen könnten! Aber das wäre Selbstmord gewesen. Trotz der hier herrschenden Windstille biß die Kälte wieder unerbittlich. Und es geht mit dem Erfrieren verflucht rasch. Wir hatten es selbst miterlebt, als wir im vergangenen Winter noch in den Saianbergen weilten. Dort waren in einer einzigen Nacht drei Wachtkosaken an der mongolischen Grenze erfroren, obwohl die Posten halbstündlich abgelöst wurden.

Also wieder vorwärts! Nur noch ein verhältnismäßig harmloser Bergrücken war zu überwinden. Und den kannten wir noch obendrein von früheren Streifen.

Tatsächlich kletterten wir in kaum anderthalb Stunden hinüber, mehr tot als lebendig.

Eine grenzenlose, stumpfe Müdigkeit packte mich. Da — war ich eingedämmert im Gehen oder hatte ich in dem Gefühl, bald zu Hause zu sein, alle Vorsicht außeracht gelassen — stolperte ich, stürzte und fiel einen schrägen Steinhang hinab. Als Imquill mich erreichte, vermochte ich trotz seiner Hilfe nicht mehr aufzustehen. Mein rechter Fuß schmerzte fürchterlich im Gelenk.

Länger als sechs Wochen lag ich auf meinen Fellen im Blockhaus, sechs Wochen, an die ich trotz der rührenden und aufopfernden Pflege Imquills nur mit Grausen zurückdenke. Inzwischen war der Sommer gekommen. Endlich! Nun ging es an die Lena!

Am Weichseldurchstich.

Da, wo die Danziger Bucht in einem großen Bogen in die Frische Nehrung übergeht, hat man in den 90er Jahren den Durchstich in die Ostsee geführt und so einen direkten Weg einerseits für die Schiffe, die von der Weichsel ins Meer, andererseits für jene, die nach Königsberg wollen ,geschaffen. In den letzten Jahren ist der erstgenannte Weg tüchtig von polnischen Schiffen und hauptsächlich von den Seeleichtern der „Baltik-Wisla"-Linie benutzt worden, um Kohle und Holz nach Dänemark, Schweden und England zu liefern. In diesem Jahre machte der niedrige Wasserstand die Ausnützung dieser Wasserstraße unmöglich und die polnischen Seeleichter lagen, zur Untätigkeit verbannt, im Danziger Hafen. Unterdessen sind sie bereits zum größten Teil verkauft worden. Man hat sich von der Unrentabilität des Dirschauer Seehafens überzeugt und stellt den Betrieb ein. Wahrscheinlich zur nicht geringen Freude der Anwohner des Weichseldurchstichs, die ihre Felle, d. h. ihre Fische, fortschwimmen sahen, wenn der Schiffsverkehr dort weiterhin angehalten hätte.

Es sind nämlich Fischer, die am Durchstich wohnen. Kurz vor der Mündung liegen drei solcher Dörfer: Schnakenburg, Schiewenhorst und Nickelswalde, von denen die ersten beiden nur durch eine Chaussee von einander, Nickelswalde von diesen durch den Durchstich getrennt ist. Aber alle drei sind eins in dem Charakter ihrer Häuser und ihrer Menschen.

Hinter dem hohen Kiefernwalde, der sich auf einem Dünenzug an der Küste entlang hinzieht und der die scharfen Nord- und Nord-Oststürme hemmt, liegen, wie niedrige Dünen hingeduckt die Hütten. Aus dem geteerten Dunkel der Wände heben sich die bunten Türen, Fensterrahmen und -Laden, sowie die Eckpfosten lustig ab. Das rote Dach und die Veranden vor den Türen geben den Häusern einen freundlichen Charakter, der noch durch kleine Gärten erhöht wird, die voller bunter Blumen sind. Hin und wieder aber gibt es alte Hütten, mit einem Strohdach, aber herrlich geweißten Kalkwänden, oder kleine, ganz kleine Häuschen mit einem Gärtchen darum: Hier beginnt ein junges Ehepaar sein Glück zu fischen — im vollsten Sinne des Wortes.

Diese Menschen müssen ihr Heim lieben und pflegen; vielleicht weil sie so oft fern von ihm sein müssen auf hoher See. Der Wind, der die Netze hier an den Steiken*) wie feine Schleier aufbläht, ist jenseits des Waldes schärfer und das Rauschen des Meeres dringt in die Räume der Hütten.

Bevor noch die Sonne aufgeht, fahren die Männer mit ihren kleinen Booten hinaus, um die Netze einzuholen. Dann bringen sie ihre oft sehr kärgliche Beute heim, waschen die Netze, schaffen einen Teil der Fische in die Räuchereien, den Rest nach Haus. Dann „puhlen" die Frauen die Netze sauber oder „beten" (bessern aus) und die Kinder helfen. Diese Kinder hören die Sorgen der Väter über Wetter und Wind und den kärglichen Fang im Sommer und die Hoffnungen auf die besseren Fangzeiten im Herbst und Winter, wenn der Stör gestochen wird oder Lachs und Kabeljau in die Netze gehen. Und wenn der Junge dann die Schule hinter sich hat, wirft er die Netzanker, die Leinen, die Netze, setzt die Segel, zieht die Riemen und geht zeisen**) wie der Vater und der Bruder es tun, der Großvater es getan hat und der Sohn es sicherlich auch machen wird. Diese Menschen stehen in ihrem Beruf und den schwankenden Booten sicherer. als Tausende auf festem Boden.

---

*) Maste mit Querbalken zum Trocknen der Netze.
**) Flundernfang.

Es sind starke, stille Menschen, denen die Seeluft die Haut gebräunt hat. Zwischen Wellenbergen bleibt nur Zeit für Arbeit und ein Stoßgebet. Sie sprechen nicht viel und ihre Worte fallen schwer wie Ruderschläge, aber der Wind zerfetzt sie nicht. Zwischen Wellenbergen und Himmel, der oft so tief liegt, lauern Gefahren. Der Wind kann umspringen und zum Sturm werden, das Wasser, das sie ernährt, die Boote vollschlagen und die Männer verschlingen. Der Lohn, den sie ihren Frauen heimbringen, steht in keinem Verhältnis zu den Gefahren, in denen sie schweben. Aber sie sprechen von den Gefahren nicht. Ein gegenseitiges Hilfsbedürfnis hat sich unter allen diesen Menschen zu einer Selbstverständlichkeit herausgebildet, wahrscheinlich aus dem unbestimmten Gefühl heraus, des anderen Hilfe vielleicht doch einmal zu gebrauchen. Sie sprechen wenig, aber was sie sagen, ist von einer Natürlichkeit, die erfrischt, wie die Brise, die über die See kommt und die Haut glatt und die Augen klar macht.

Klettert man über die hohen Dünen, in die der Wald seine Wurzeln geschlagen hat, so fällt den Wanderer diese Brise heftig an, rüttelt ihn wach und macht munter. Von fern hört man das Rauschen der See, der man über weiches Moos zueilt. Ganz leicht aufgelegt ist diese Moosschicht, ganz leicht auf den dünnen, feinen Sand. Ist die Schicht einmal aufgerissen, quillt der Sand den Abhang hinab wie Blut aus einer Wunde. Grasinseln gibt es vom sattesten Grün, so daß man sich fragt, woher die Säfte kommen für diese Farbe. Auf hohen Halmen stehen die Grasblüten über dem grünen Teppich und werfen einen rostroten Schimmer, einen hauchfeinen Schleier darüber. Hasen trollen sich über die kleinen Höhenzüge, Rehe ziehen in die westliche Ecke des Waldes, wo hohe alte Tannen neben dichten Büschen, starken Eichen und zarten Birken stehen und wo sich tausend stille Plätzchen zur Rast finden lassen.

Vom Waldesrand aus bietet sich der Blick über die See. Östlich liegen Weichselmünde, Danzig, Zoppot, grüßen die Wälder von Gdingen, Heisterneft. Westlich zieht sich der Wald zur ostpreußischen Grenze. Über die Dünen, bestanden mit einzelnen Stranddisteln und vielem Strandhafer, gelangt man zur See. Die rauscht in ihrem gleichmäßigen Maß. Welle auf Welle bricht sich, zerrinnt, leckt auf den Sand. Das wechselvolle Spiel der klaren Wasser wird in seiner scheinbaren Eintönigkeit zur Unendlichkeit, die berauscht. Wir sind wie die Tropfen, angezogen und bewegt von einer höheren Macht. Einzelne schleuderts heraus, höher hinauf. Ob vom Winde zerstäubt oder im Wasser vereint, jedweder Weg führt doch ständig ins All.

Das Meer, das Meer! Bei Sonnenglut spiegelt es herrlichen Himmel und glitzert wie Silber. Aber bei Sturm und dunklem Gewölk wirkt es düster und drohend. Dann glaubt man, was die Fischer an einem Sommerabend auf der Gartenbank vor dem Hause erzählen und was einer ihrer Großväter erlebt haben will: Er ging zum Strande. Das Meer brandete gegen die Küste und eine Stimme erscholl aus dem Wasser: „Die Zeit ist um, aber der Mensch ist nicht da!“ Und kurz darauf kam ein kleiner Junge gelaufen. Der Fischer fragte ihn, wohin er wolle. Er müsse baden, bekommt er von dem Kleinen zur Antwort, er müsse baden. Und der Fischer gibt ihm einige Groschen, irgend etwas aus dem Dorf zu holen und verspricht ihm eine gute Belohnung. Nicht gern, aber schließlich doch geht der Knabe. Als er wiederkommt, sagt der Fischer, daß er jetzt baden könne. Aber nun will der Junge nicht mehr. — — Die Zeit ist um . . .

Ob die Geschichte wahr ist? An solchen Abenden, wo fern gegen den hellen Augusthimmel die Silhouette des Waldes sich abhebt, über den das Rauschen der See herübertönt, an denen neben uns Menschen sitzen, die eben mit einfachen Worten davon berichteten, wie in diesem Winter das Boot des Nachbars umgeschlagen und einer der Söhne ertrunken ist, die anderen drei Mann in dem eisigen Wasser sich an das Boot klammerten mit entsetzlicher Energie, daß ihnen die Fingernägel abrissen, bis endlich Hilfe kam — da glaubt man solche Worte, da glaubt man, daß es Zeiten geben kann, in denen das Meer seine Opfer fordert.

Und trotzdem fahren diese Männer wieder und wieder, Tag für Tag, hinaus auf die See und lieben sie, wie wir Binnenländer sie lieben, denen sie Ruhe und Erholung bedeutet.

Martin Marian.

Die Suppe.

Onkel Klebrig ist zu Besuch.
Schon seit Monaten.
Weicht und wankt nicht.
Hausfrau und Ehemann halten Kriegsrat.

Spricht er: „Paß' auf. Heut' mittag streiten wir uns. Ich werde behaupten, die Suppe sei versalzen. Du widersprichst. Wir zanken hin und her. Rufen endlich Onkel Klebrig als Schiedsrichter an. Gibt er mir recht, schmeißt du ihn 'raus; gibt er dir recht, schmeiß' ich ihn 'raus. So werden wir ihn auf alle Fälle los.“

Ein hoffnungsvoller Kuß besiegelt das Bündnis. — Mittag.

Onkel Klebrig auf dem Ehrenplatz. Rechts die Hausfrau, links der Eheherr.

Er (ärgerlich): „Donnerwetter! Ist die Suppe versalzen!“

Sie (sanft): „Aber Schatz, nicht die Spur.“

Er (wütend): „Was?! Du willst mir erzählen, die Suppe sei nicht versalzen?!?“

Sie (energisch): „Die Suppe ist nicht versalzen!!“

Er (haut auf den Tisch): „Die Suppe ist versalzen!“

„. . . ist nicht versalzen!!“

„. . . ist versalzen!!“

Sie (sanft): „Bitte, lieber Onkel, entscheide du mal! Ist die Suppe versalzen oder nicht?“

Onkel Klebrig: „Kindersch — nee, da misch'ch mich nich nein! — Wegen so'n Löffel Suppe fang'ch keen Krach erscht an.“ — —

Onkel Klebrig ist immer noch nicht abgereist.

Ludwig Waldau.



Bunte Chronik



* **Wie groß muß ein Briefträger sein?** Über diese hochwichtige Frage fand kürzlich in einer der letzten Sitzungen des englischen Unterhauses eine erregte Aussprache statt. Es scheint, daß die englische Postverwaltung zu kleine Briefträger beschäftigt; denn es wurde Beschwerde erhoben, daß die Briefträger die Pakete und Briefe nur mit großer Anstrengung fortbringen können, und es wurde gefordert, daß nur große, starke Männer zu diesem Beruf ausgewählt werden sollten. Der Abgeordnete Duff Cooper, der Gatte der bekannten Schauspielerin Lady Diana Manners, wandte sich in einer großartigen Rede gegen diese Festsetzung eines „Mindestmaßes“ für Briefträger. „Wenn man beschließen sollte“, so rief er aus, „daß die Briefträger in Zukunft mindestens eine Größe von 165 Zentimeter haben müssen, dann bitte ich Sie, meine Herren, zu bedenken, daß Napoleon niemals hätte Briefträger werden können. Auch Wellington nicht, und ebenso wenig Nelson. Und wenn wir ins Altertum zurückgehen, so wäre auch Julius Cäsar untauglich gewesen!“ Aber diese pathetische Aussprache mit ihren Beispielen scheint nicht den gewünschten Eindruck hervorgerufen zu haben; denn man beschloß, daß die englischen Briefträger von nun ab 165 Zentimeter groß sein müßten, und hofft, daß sie nun allen Ansprüchen besser gewachsen sein werden.

M. F.

*

* **Bauholz überflüssig.** In der Stadt Gary in Indiana hat sich der Präsident eines Stahltrustes vor kurzem ein Haus bauen lassen, bei dem nicht das kleinste Stückchen Holz zur Verwendung gelangte. Das Balkengerüst bestand aus elektrisch zusammengeschweißten Eisenstangen, die in den Winkeln durch ein besonderes System ineinander verankert sind. Als Material für Wände und Fußböden diente Beton, während die Treppen, Fensterrahmen wie auch alle übrigen Bestandteile des Innenhauses aus Stahl hergestellt sind.

Lustige Rundschau



* **Rache.** Wirt: „Was, Sie Lump — zahlen können Sie nit, nachdem Sie den schönen Rinderbraten verzehrt ham? Nun sollen Sie's wenigstens wissen: es war Pferdefleisch!“

*

* **Mißverständnis.** Arzt bei der Untersuchung: „In welcher Gegend fühlten Sie denn zuerst die Schmerzen?“ — Patientin: „Zuerst am Hauptbahnhof in Leipzig!“

*

* **Im Warenhause.** Herr: „Dieses Hemd ist mir um eine Kleinigkeit zu eng.“ — Verkäuferin: „Entfettungsmittel, zweiter Gang links!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.